

DER DAMM BRICHT

BEI DEN AKTIVITÄTEN GEGEN DIE FLUT PROBTE DIE VOLKSGEMEINSCHAFT DEN ERNSTFALL. SIE HAT ZUGLEICH IN BEDROHLICHER WEISE GEZEIGT, WAS IM FALL EINER TATSÄCHLICHEN KATASTROPHE ZU ERWARTEN IST.

In den ersten Juniwochen 2013 gab es zwischen Dresden und Halle, Magdeburg und Bitterfeld keine Parteien mehr, sondern nur noch Gummistiefel. Als stünde die Rote Armee wieder an den Grenzen des Reiches, rückten rechts und links, oben und unten gegen die Flut aus dem Osten zusammen. Die Artikel der Regionalpresse lasen sich wie Frontberichterstattung, Neonazis befüllten gemeinsam mit Autonomen Sandsäcke, Bundeswehrsoldaten kämpften zusammen mit Antimilitaristen an der Deichfront, und Christdemokraten, Grüne sowie die Sozialdemokraten von SPD und Linkspartei unterstützten sich wechselseitig beim Brötchenschmieren, Sandsackschleppen und Schwitzen. Insbesondere »die Jugend«, der sonst regelmäßig Interesse- und Verantwortungslosigkeit unterstellt wird, packte mit an. Innerhalb kürzester Zeit wurde von einer »neuen Massenbewegung« gesprochen; Gummistiefel waren über Tage hinweg auch in solchen Stadtteilen Halles oder Dessaus das wichtigste Modeaccessoire, die aufgrund ihrer Lage auch in tausend Jahren nicht vom Hochwasser bedroht sein werden. Zeitweise gab es so viele ehrenamtliche Helfer, dass der Katastrophenschutz keine Aufgaben mehr für sie hatte. Stunden anfangs noch hunderte Freiwillige bereit, waren es am Ende tausende. Einzelne Unterstützer reisten mehr als hundert Kilometer an, um mit anzupacken. An zahlreichen Abschnitten von Elbe und Saale wurden in die Menschenketten, die die Sandsäcke weiterreichten, Kurven und Schlingellinien eingebaut. So verlängerte sich zwar der Weg, den der Sand zurücklegen musste, dafür konnte jedoch jedem Anwesenden ein Platz zugeteilt werden, auf dem er sich nützlich fühlen konnte.

DABEISEIN IST ALLES

Trotz dieser Skurrilitäten spricht auf den ersten, oberflächlichen Blick nur wenig gegen die Aktivitäten der Helfer. Denn warum sollten Freunde, Nachbarn, Verwandte oder auch Fremde nicht unterstützt werden, wenn sie ihr Hab und Gut sowie ihre Existenzgrundlage zu verlieren drohen? Hilfsbereitschaft ist nicht nur ein Gebot der Höflichkeit, sondern auch Ausdruck von Freundlichkeit und einer halbwegs gelungenen Zivilisation.

Gerade aus diesem Grund verwunderte der große Ansturm auf die Sandsackfüllstationen und die bedrohten Deichabschnitte

jedoch. Denn weder ist die Ostzone für einen besonders gelungenen Prozess der Zivilisation bekannt. Im Gegenteil, in zahlreichen der Regionen, in denen es besonders viele freiwillige Helfer gab, ist es nach wie vor Volkssport, Fremde, Neuankömmlinge oder Bewohner des Nachbardorfes durch die Gegend zu hetzen. Noch sind die Bewohner Halles, Magdeburgs, Bitterfelds oder Grimmas für überbordende Freundlichkeit bekannt.

Die neue Hilfsbereitschaft war dann zu meist auch nur der Mantel, unter dem sich ganz andere Bedürfnisse verbargen. Einige Helfer mögen versucht haben, ihrem langweiligen Alltag zu entkommen; andere dürften das Hochwasser als Chance begriffen haben, der Ohnmacht zu entfliehen, zu der die gegenwärtigen Verhältnisse die Menschen verdammen: Wenn man nicht so genau hinsah und das Überangebot an Hilfswilligen ignorierte, konnte man sich mit Schaufel und Schippe vormachen, dass es beim Kampf am Deich wieder auf den Einzelnen ankomme. Schließlich dürften sich auch einige derjenigen, die nach den Maßgaben von Staat und Kapital überflüssig sind, darum bemüht haben, sich doch noch als nützlich zu präsentieren, um der stets drohenden Gefahr zu entgehen, die Alimentierung zu verlieren. Nicht umsonst waren es die Studenten, deren Ausbildung ein klares staatliches Zuschussgeschäft ist, die sich an den Deichen besonders intensiv einbrachten. Der zentrale Schlachtruf der Sandsackkameradschaften, der Nachbarschaftshilfe und der Berichterstattung lautete jedoch »Gemeinschaft«. Überall wurde von neu entdeckten Gemeinschaftssinn, von Gemeinschaftsgeist und Zusammengehörigkeit gesprochen. So erklärte eine Frau, die vom Lokalsender *TV Halle* beim Abdichten ihres Hauses interviewt wurde, exemplarisch, dass das Hochwasser auch etwas Gutes habe: Die Menschen würden zusammenrücken, Nachbarn hätten endlich wieder einmal miteinander gesprochen. Die *Mitteldeutsche Zeitung* erklärte im selben Tonfall, dass die Flut zwar überall eine Spur der Zerstörung hinterlasse, aber auch viele Menschen zusammengebracht habe. Da die Bewohner Halles durch das gemeinsame Sandsackschleppen ein Gefühl ihrer Stärke bekommen hätten, so ergänzte ein Reporter des Blattes, sei es gar nicht mehr so wichtig, ob der Kampf gegen das Wasser nun gewonnen oder verloren werde. Diese Aussagen

fanden ihre Entsprechung in den Stellungnahmen der Helfer. Es gehe ihnen vor allem um »das Tun, das Dabeisein, das zusammen etwas machen«, gaben unzählige Freiwillige zu Protokoll.

DER WEG IST DAS ZIEL

Tatsächlich hatten die Reaktionen auf die Flut etwas Ambivalentes. Die Angst vor der Katastrophe schien zeitweise von der Sehnsucht nach ihr überlagert zu werden. Trotz der Horrormeldungen über die zu erwartenden Pegelstände waren bei Fernsehberichten über die Situation in den bedrohten Gebieten nur wenige unglückliche Gesichter zu bemerken. Mit Blick auf Halle sprach die Regionalpresse von »Volksfeststimmung« unter den Helfern; die Laune, so das Blatt, bewege sich »irgendwo zwischen Ernteeinsatz, Klassenfahrt und Fußball-Endspiel«. Aber auch bei vielen der unmittelbar Betroffenen wollte lange Zeit nur vereinzelt Verzweiflung aufkommen. Selbst die *Mitteldeutschen Zeitung*, der sonst nichts auffällt, bemerkte, dass oft auch dann noch Gelassenheit herrschte, als nur hundert Meter weiter schon das Wasser durch die Sandsäcke sickerte. »Betriebsausflug, wa?«, rief eine Frau Angaben des Blattes zufolge fröhlich in die Runde, als sie den Bus betrat, mit dem sie aus Halle-Neustadt evakuiert wurde. Bei aller Furcht vor dem Deichbruch schien auch bei einigen der unmittelbar Bedrohten eine gewisse freudige Sehnsucht danach zu bestehen.

In diesem Verlangen nach der Katastrophe, die sie auch in den im Fünfminutentakt verbreiteten Gerüchten über einen Dammbruch Geltung verschaffte, spiegelte sich der traditionelle Selbsthass des Bürgers. So drängt es ihn gerade in Krisenzeiten immer mal wieder dazu, die Dinge, die ihn in positiver wie negativer Hinsicht fesseln – das Reihnhaus, die Eigentumswohnung, das heimische Sofa oder den Mittelklassewagen –, loszuwerden. All diese Gegenstände machen das Leben zwar angenehmer. Sie sind unter den gegenwärtigen Umständen jedoch zugleich eine Belastung. So tragen die eigenen vier Wände nicht nur Erinnerungen an Schönes in sich, sondern, viel häufiger, auch an all die Demütigungen, Streitereien und Kämpfe, die in ihnen stattgefunden haben. Ebenso wie das Auto und der Garten sind Wohnung und Haus zudem nicht nur nützliche Gebrauchsgegenstände; sie sind auch Pflegefälle, die regelmäßig ge-

wartet, geputzt und repariert werden müssen: sowohl wegen der Kosten, die anfallen, wenn die Wartung für einige Jahre ausgesetzt wird, als auch mit Blick auf den sozialen Status und das Getuschel der Nachbarn und Kollegen.

Da die Menschen kaum dazu in der Lage sind, sich eine Gesellschaft vorzustellen, die in positiver Hinsicht über den gegenwärtigen Zustand hinausweist, in der also all der Plunder, der derzeit auch als Fessel wirkt, eine menschliche Bestimmung erhält, entsteht regelmäßig das Bedürfnis, Tabula Rasa zu machen. Dieses Verlangen nach dem großen Reinemachen ist der Grund für die Anziehungskraft, die von den Propagandisten vorzivilisatorischer Zustände, des einfachen Lebens auf heimatlicher Scholle und der Gemeinschaft, mit der all das erreicht werden soll, ausgeht. Das Auffallende ist jedoch: Allen Affinitäten für die Rede von der »Gemeinschaft« (seit jeher der Gegenbegriff zu »Gesellschaft«) und vom einfachen Leben zum Trotz schrecken die Leute in der Regel davor zurück, ihr Häuschen im Grünen oder ihre Stadtwohnung dichtzumachen. Nur die Abgedrehtesten wandern nach Südamerika oder Kanada aus, um fortan bei den Yanomami oder zwischen Ziesel und Eisbären zu leben. Die Mehrheit der Natur- und Gemeinschaftsfreunde weiß zum einen, dass ein Dasein am finanziellen und physischen Existenzminimum noch härter und entbehrungsreicher wäre als das tägliche Survival of the Fittest auf dem Arbeits- und Beziehungsmarkt. Zum anderen ahnt sie, dass sie das Leben in der gerade in der Zeit des Hochwassers intensiv beschworenen Gemeinschaft nicht besonders lange unbeschadet aushalten würde: Die Macken und Deformationen der Familienmitglieder, Nachbarn und anderen Gemeinschaftsinsassen erinnern zu stark an all das, was man schon an sich selbst nicht ertragen kann. Ganz in diesem Sinn kam es bei der großen Konzertveranstaltung auf dem Marktplatz, mit dem sich die Stadt Halle bei den vielen ehrenamtlichen Helfern bedanken wollte – der Titel lautete bezeichnenderweise »(H)alle gemeinsam« –, zu einer Massenschlägerei. Die Gemeinschaftsparolen »Zurück zur Natur« und »Her mit dem einfachen Leben« gewinnen ihre Anziehungskraft vor allem daraus, dass sie das miese Versprechen in sich tragen, die eigenen unterdrückten Triebe ausleben zu können. Das Telos der Sehnsucht nach dem einfachen Leben in der Gemeinschaft ist nicht die Jurte in der Döläuer Heide, sondern der Weg dahin: Beim großen Marsch zurück zur Natur, zur neuen Ursprünglichkeit oder zur neuen Gemeinschaft kann der ersehnte psychische Mehrwert eingefahren werden, indem diejenigen verfolgt und fertiggemacht werden, die sich dem Einreihen in die Marschkolonnen entziehen: Die einschlägigen Treibjagden sollen sowohl für das bisherige Leben entschädigen als auch für die kommende Existenz zwischen Nutrias, Behelfsherbergen und

Menschen, die man nicht ausstehen kann. In der vielbeschworenen Gemeinschaft stehen mit anderen Worten nicht solidarische Individuen zusammen. Sondern hier treffen depravierte und asoziale Einzelne aufeinander, die allem wechselseitigen Hass zum Trotz zusammenhalten, um Gemeinschaftsschädlinge und Abweichler besser plattmachen zu können. Der Begriff Gemeinschaft erinnert nicht zu Unrecht an das Wort Gemeinheit.



DER GAFFER ALS VOLKSFEIND

Das alles konnte bei den Sandsackkameradschaften gegen die Flut deutlich beobachtet werden. Im Zentrum der großen Anpackkampagne gegen das Hochwasser stand weniger Hilfsbereitschaft als die Kampfansage gegen Drückeberger. Das Einreihen in die große Saalefront bot die Gelegenheit, mit dem Segen großer Teile der Bevölkerung und mit Rückendeckung aus allerhöchsten Kreisen vorerst verbal, teils aber auch handgreiflich gegen Untätige, Faulpelze und vermeintliche Deserteure vorzugehen. Insbesondere der Gaffer wurde zum neuen Volksfeind. Polizei, Ordnungsamt, Bürgermeisterinnen und Bürgermeister kündigten unter allseitigem Beifall an, gegen Schaulustige die gesetzlich mögliche Höchststrafe – in Sachsen-Anhalt bis zu 5.000 Euro – verhängen zu wollen. In Dessau wurden bei Facebook Fotos, Namen und Adressen von Menschen gepostet, die ohne Sandsack auf dem Deich zu sehen waren. Und der Deutsche Feuerwehrverband forderte schließlich nicht nur harte Strafen für sogenannte Gaffer, sondern auch das Recht, sie zwangsweise zum Helfen zu verpflichten. In einigen Regionen wurden bald auch Freiwillige angegangen, die sich vor ihrem Einreihen in die Sandsackfront ein Bild von der Lage verschaffen wollten.

ERSCHLAGEN UND ERSÄUFEN

Besonders deutlich wurde der Drang nach Verfolgung und Fertigmachen jedoch an den unzähligen Gerüchten über Plünderungen in den evakuierten Gebieten. Kaum war die entsprechenden Meldungen in der Welt, wurde berichtet, dass die Bundeswehr gegen Plünderer eingesetzt werden solle. Familienväter erklärten öffentlich, dass sie ihre Woh-

nungen nicht verlassen würden, weil sie ihre Einbauwand vor Einbrechern und Dieben schützen wollten. Wer den stiernackigen Herren zusah, die ihre Verteidigungsbereitschaft via *TV Halle* verkündeten, brauchte keine große Phantasie, um zu erkennen, dass es hier nicht nur um Besitzstandswahrung ging. Allzu oft dürfte auch der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen sein. Denn während die Kampagne gegen die sogenannten Gaffer »nur« die Möglichkeit für Verbalinjurien, kleinere Handfestigkeiten, Denunziationen und Forderungen nach härteren Strafen bot, schien der Kampf gegen Plünderer die Gelegenheit zu liefern, andere Mittel auszuschöpfen. Welche Maßnahmen den haupt- und ehrenamtlichen Deichgrafen vorschwebten, wurde spätestens deutlich, nachdem eine »Germanophobe Flutbrigade« ein mäßig witziges Bekenner schreiben im Internet verbreitet hatte. Darin behauptete die Gruppe, einige Dämme im Hochwassergebiet zerstört zu haben und andere noch sprengen zu wollen. Obwohl das Schreiben offenkundig als ebenso fäkalverliebter wie dümmlicher Scherz zu erkennen war, ordneten die Verantwortlichen eine Verstärkung der Deichschutzpatrouillen und den Einsatz von Hubschraubern mit Wärmebildkameras an. Einige derjenigen, die kurz zuvor noch als hilfsbereite und freundliche Kämpfer gegen die Flut brilliert hatten, ließen nun zudem ihren Vernichtungsphantasien freien Lauf. In hunderten Facebook- und Blog-Kommentaren wurde gefordert, die Autoren des Bekenner Schreibens »abzuknallen«, zu »erschlagen«, »aufzuhängen«, zu »steinigen« »auszumerzen«, »in die Gaskammer« zu stecken, »notzuschlachten« oder »ins Lager« zu sperren. Andere Menschenfreunde kündigten an, gemeinsam mit ihren Kumpels die Deichwache übernehmen und Saboteure gegebenenfalls eigenhändig »ersäufen« zu wollen. Der Unterschied zwischen rechts und links erwies sich als die Differenz zwischen Erschlagen und Ertränken.

Doch glücklicherweise kam es weder zu jener massenhaften und gewalttätigen Aneignung und Zerstörung fremden Eigentums, die der Begriff der Plünderung nahelegt: Es gab lediglich einige Einbrüche und Gelegenheitsdiebstähle. Noch fiel einer derjenigen, die die Chance ergriffen hatten, in die Hände der Grimma-, Bitterfeld- oder Halle-Home-Guards. Auch die »Germanophobe Flutbrigade« machte sich nicht an den Dämmen zu schaffen. Der Wunsch der regionalen Bundeswehrführung, der aktionsorientierten Familienväter und der Deichschutzbeauftragten der sozialen Netzwerke, ihre zuhause und in den Kasernen gehorteten Spielzeuge endlich ausprobieren zu können, wurde nicht erfüllt. Sie müssen auf die nächste Gelegenheit warten, die hoffentlich nie kommen wird.